

Neologismen – Neusprech oder sprachlicher Fortschritt? Vom Wert und Unwert sprachlicher Neuschöpfungen

Öffentlicher Vortrag in der Stadtbücherei Regensburg am 21. Oktober 2009 für den Verein
Deutsche Sprache (VDS)

Sehr geehrte Damen und Herren!

Dieter Zimmer, Autor, Herausgeber und lange Jahre Redakteur der Wochenzeitung DIE ZEIT, hat einmal gesagt: „Darum wirkt so viele Sprachkritik auf sublimen Weise lächerlich; weil sie Neues bekämpft, nur weil es nicht das Alte ist.“ Und das ist sicher die größte Gefahr jeder kritischen Betrachtung der Sprache, mithin auch der Neologismen. Allerdings gibt es Neuschöpfungen, die keine Kritik auf sich ziehen, weil man sie nämlich nicht für neu hält; auch wenn man sie gerade zum ersten Mal hört. Beispiele aus den 90er Jahren sind die Drohkulisse und das Blitzeis, das sich in wenigen Sekunden bildet. Ebenso bleiben von der gängigen Sprachkritik Neuschöpfungen verschont, von denen irgendwie alle meinen, dass sie eine bejahenswerte schöpferische Leistung seien, etwa die Beutekunst und der Reformstau.

Auf der anderen Seite hagelt es hämische Kolumnen, zum Beispiel von Bastian Sick, auf Modewörter wie das „Vernetzen“ und besonders auf Neologismen aus dem Englischen, auch Anglizismen genannt, als Beispiel den *facility manager*, der früher Hausmeister hieß. Dieser Häme wiederum steht eine Fraktion gegenüber, die vor einer nationalistischen Neuauflage des Purismus warnt, wie er sich im 17. und 18. Jahrhundert formiert hatte und wie ihn schon Goethe bekämpfte, der wörtlich gesagt hat: „Ich verfluche alle negativen Purismen, dass man ein Wort nicht brauchen soll, in welchem eine andere Sprache Vieles oder Zarteres gefasst hat.“ Zudem weist man darauf hin, dass Wortverbote von Sprachreinigern in der Geschichte noch stets wirkungslos geblieben sind, weil sich die Sprachgemeinschaft nichts befehlen lässt: Sprache ist unmittelbare Demokratie in reinsten Form, sie besteht aus dem, was die Mehrheit faktisch spricht, und wenn sie einen Fehler nur lange genug wiederholt, dann müssen irgendwann auch die konservativsten Wörterbücher die Segel streichen und den Fehler als korrekte Form billigen. Das ist ein Teil der Sprachentwicklung, und dass sich jede Sprache fortlaufend entwickelt und entwickeln muss, bestreitet niemand.

Indes gibt es in der unmittelbaren Demokratie der Sprachgemeinschaft Beteiligte mit besonderer Marktmacht, allen voran den Staat, des weiteren bestimmte Unternehmen und Institutionen. So hat der Begründer der modernen deutschen Post, Heinrich von Stephan, über Nacht an die 700 Fremdwörter aus dem Wortschatz der Post, aus ihren Büchern und Formularen tilgen und durch deutsche Begriffe ersetzen lassen und dadurch einen Sprachwandel per Erlass erzwungen. Uns ist dieser Wandel heute nicht mehr bewusst, doch ohne ihn hieße beispielsweise das Einschreiben „rekommandiert“ und die Postkarte „Carte postale“. Und seinerzeit ergoss sich über viele dieser Änderungen kübelweise Spott; sie waren der Sprachgemeinschaft alles andere als willkommen. Neben staatlichen Behörden kön-

nen auch Gesetze neue Begriffe prägen und den Sprachgebrauch ändern. So hat zum Beispiel zu Beginn des vorigen Jahrhunderts ein Gesetz gegen den „unlauteren Wettbewerb“ diesen Begriff eingeführt und mit ihm die „concurrency illoyale“ verdrängt, ein französisches Fremdwort, das bis dahin auch die Deutschen verwendet hatten. Und die empfanden den neuen Begriff zunächst als „fürchterlichstes modernes Kunstdeutsch“ (so ein Zeitgenosse) – bis er durch seinen erzwungenen Gebrauch die Erinnerung an die „concurrency illoyale“ ausgelöscht hatte. Eine ähnliche Macht haben Unternehmen. Ich bin mir zum Beispiel sicher, dass niemand von Four-wheel-drive oder von Offroadern spräche, wenn die deutschen Automobilhersteller ausschließlich „Allradantrieb“ sagen würden und „Geländewagen“. Alles in allem Grund genug, sich mit dem Thema *Neologismen* zu befassen.

Ich möchte das in zwei Schritten tun: Zunächst geht es mir um den Begriff „Neologismus“: Was ist ein Neologismus, wie entstehen neue Wörter, und was heißt eigentlich „neu“? In dem zweiten und wichtigeren Schritt geht es dann um die Bewertung von Neologismen: Wann sind sie sinnvoll – und wann nicht? Weil diese Frage im Zentrum des Vortrages steht, bildet sie auch seinen Untertitel „Neologismen – Neusprech oder sprachlicher Fortschritt?“ Dazu noch eine kurze Erläuterung: „Neusprech“ ist ein Kunstwort, das sich George Orwell ausgedacht hat für sein Buch „1984“, im englischen Original heißt es „Newspeak“. Jenes Buch entwirft eine Negativutopie; es handelt von einer fiktiven Diktatur, die alle Lebensbereiche erfasst und auch die Sprache der Menschen manipulieren will. Dazu haben die Machthaber aus der alten Sprache „Oldspeak“ – dem heutigen Englisch – eine neue Sprache entwickelt, Newspeak, die überall nach und nach an die Stelle der alten Sprache tritt und so auch den Sprachgebrauch der Bürger schleichend auf Linie bringen soll. Denn die Machthaber wissen: In der Sprache drückt sich eine Weltansicht aus, und umgekehrt beeinflusst die Sprache unseren Blick auf die Welt. Und so benennen sie zum Beispiel das Ministerium für Staatssicherheit, das die Menschen bespitzelt, foltert und ihre Gehirne wäscht, „Ministry of Love“, Liebesministerium; und weil die Worte in Neusprech möglichst kurz sind, um zackiges Sprechen zu fördern, heißt das Ministerium dort „Miniluv“. Das Wort „Neusprech“ hat im real gesprochenen Deutschen aber zu einer weiteren Neuschöpfung geführt, also zu einem echten Neologismus, und zwar zu dem Wort „Neudeutsch“. Eine Neubildung dieser Art nennt man Analogie (Neusprech – Neudeutsch), und mit dem Thema „Neologismen“ ist dieses Wort auch dadurch verknüpft, dass es einzig und allein dazu dient, sich von (irgend-)einem anderen Neologismus zu distanzieren, den man aber gleichwohl benutzt, um sich verständlich zu machen. Etwa sagt man: „eine Vergleichswertung, auf Neudeutsch: ein Ranking“. Und damit sind wir schon wieder bei den Fragen, die uns jetzt beschäftigen sollen. Eine letzte Vorbemerkung zum Aufbau des Vortrags: Eine ganz bestimmte Art von Neologismen, und zwar die Lehnwörter aus dem Englischen, Anglizismen, behandle ich aufgrund ihrer Häufigkeit und (daher) besonderen Bedeutung zusammengefasst erst am Schluss.

Jetzt zu unserer ersten Frage: Was sind Neologismen – und wie entstehen sie? Schon das Wort „Neologismus“ ist ein Neologismus, da es sich erst in der Mitte des 20. Jahrhunderts als Fachwort etabliert hat. Gebildet worden

ist es aus den griechischen Wörtern *neos* gleich „neu“ und *logos* gleich „Wort“. Diese Neubildung (oder Neuschöpfung) ist zwar wahrscheinlich deutlich vor der Mitte des 20. Jahrhunderts entstanden; allgemein verwendet worden ist sie aber erst zu jener Zeit. Das führt uns zu den beiden Wegen, auf denen ein Neologismus entstehen kann: *Neubildung* und *Neuverwendung*.

Es reicht also aus, dass ein bekanntes Wort mit einer neuen Bedeutung gebraucht wird. Denken Sie etwa an die Wörter „belastbar“ und „begleiten“: Belastbare Brücken hat es schon immer gegeben; aber belastbare Informationen, Angaben oder Daten sind etwas Neues. Und begleiten konnte man einen Menschen schon immer; aber längst nicht so oft, wie dies heute möglich ist, etwa beim Sterben („Sterbebegleitung“). Im übertragenen Sinne ist heute fast nichts vor einer Begleitung sicher; etwa wenn eine Stadt wie Regensburg oben im BioPark neue Unternehmen in ihrer Gründungsphase „begleitet“.

Oft hat eine neue Wortverwendung die Gestalt eines Transfers von einer Fachsprache in die Allgemeinsprache. Alte Beispiele sind die Fundgrube, die Feuerprobe und auch die Eisenbahn, die alle aus der Bergmannssprache stammen. Heute wandern Wörter aus der Computerwelt in die Allgemeinsprache, zum Beispiel wenn Mitteilungen über eine neue Entwicklung als „Update“ daherkommen oder wenn sich ein Ehepaar nach einer Krise auf ein „Reset“ verständigt oder auf einen „Neustart“. Diese Beispiele zeigen zudem, dass ein Transfer auch aus fremden Sprachen möglich ist; dazu wie gesagt später. Hinweisen will ich noch auf die Transfers aus Dialekten, etwa „Schmarrn“ und „Gspusi“, und aus der Sprache bestimmter gesellschaftlicher Gruppen, Jargon genannt, etwa aus der Sprache der Jugend; Beispiele sind „geil“, „cool“, der Warmduscher und das Weichei.

Für die *Neubildung* von Wörtern gibt es mehrere Rezepte. Die Sprachwissenschaftler präsentieren sie uns leider in einem schwer verdaulichen Fachchinesisch. Und weil es weniger auf die Rezepte ankommt als auf das Ergebnis, will ich diesen Punkt stark vereinfachen. Ein Rezept ist uns auch schon begegnet, die Analogie; denken Sie an Neusprech und Neudeutsch. Ein anderes besteht darin, einem Wort bestimmte Silben voranzustellen oder anzuhängen. Oft ist das Ergebnis Bürokratendeutsch, so beim Be-schulen, das heißt unterrichten, und Be-ampeln, das heißt „mit Ampeln versehen“. Aufsehen erregen solche Neubildungen nur, wenn sie gegen bestimmte Regeln verstoßen; so das berühmte „unkaputtbar“ aus der Werbung für die damals neuen PET-Flaschen. Es verstößt gegen die Regel, dass die Nachsilbe „bar“ nur an ein Verb gehängt werden darf, nicht an ein Adjektiv.

Die häufigste Art der Neuschöpfungen dürften sogenannte *Kompositionen* sein, mit denen Wortstämme aneinandergehängt werden. Beispiele sind das Dreiliterauto und die Direktbank.

Seltener, aber auch auffälliger sind Phantasieumformungen wie der *Wessi* aus dem Westen, der dann per Komposition zum Besserwessi wird und den Jammerossi als Gegenüber bekommt. Ebenfalls selten sind die Kreuzwortbildung oder Kontamination, bei der zwei Wörter miteinander verschmelzen und dabei Teile verlieren. So wurde aus der Polizei und der Hostesse die *Politesse*, und aus dem Osten und der Nostalgie wurde die *Ostalgie*. Eine

Unterform sind einige Abkürzungen, etwa Kripo und Kita, sowie sogenannte Initialwörter, die mit einem einzelnen Buchstaben und einem Bindestrich beginnen, zum Beispiel E-Mail, K-Frage und B-Auswahl.

Bei all dem fragt sich, bis wann man eigentlich von einer *Neuschöpfung* oder -verwendung sprechen darf. Die Antwort der Sprachwissenschaftler ist ziemlich unscharf. Sie stellen nämlich darauf ab, dass ein Wort (ich zitiere wörtlich) neu „aufkommt, sich ausbreitet, als sprachliche Norm allgemein akzeptiert und in diesem Entwicklungsabschnitt von der Mehrheit der Sprachbenutzer über eine gewisse Zeit hin als neu empfunden wird“¹. Es soll also weder auf feste Fristen ankommen noch soll ein Neologismus diese Eigenschaft je wieder verlieren, wenn er sie nur einmal gehabt hat; auch wenn ihn die Mehrheit der Sprachgemeinschaft nicht mehr als neu „empfindet“. Das kann aber nur sinnvoll sein, wenn man irgendwo in der Vergangenheit einen Schlusstrich zieht und Wortbildungen vor diesem Datum ausblendet. Sonst bestände das Deutsche (und jede Sprache) ausschließlich aus Neologismen, da sich keines der heute verwendeten Wörter unverändert bis zu den Germanen zurückverfolgen lässt. Sei dem, wie es ist. Ich beschränke mich heute, soweit ich nichts anderes sage, auf die letzten beiden Jahrzehnte, also auf die 90er und auf die „Nulljahre“ – die natürlich wieder ein Neologismus sind.

Abzugrenzen sind Neologismen noch von sogenannten Okkasionalismen, Gelegenheitsschöpfungen, die nur einen einzigen Fall betreffen. Gemeint sind Bildungen wie „Hooligendamm“ für Heiligendamm zu Zeiten des G8-Gipfels. Als kreativ haben sich insoweit namentlich die Berliner erwiesen; ich erinnere an die Schwangere Auster, den Zirkus Karajani (die Philharmonie zu Zeiten Karajans) und den Palazzo Prozzo (das war der jetzt abgerissene Palast der Republik).

Ich komme zum zweiten und wichtigeren Teil dieses Vortrags; zu der Frage, was von Neologismen zu halten sei. Als Jurist darf ich zunächst einmal die Standard-Antwort der Juristen geben, die da lautet: Es kommt darauf an. Und zwar darauf, zu welchem Zweck ein Neologismus gebildet wird.

Der einleuchtendste Zweck ist der, Sachen oder Handlungen zu bezeichnen, die für die Sprachgemeinschaft tatsächlich neu sind. Siehe etwa Dosenpfand, Flachbildschirm und Digitalkamera. Eine Gefahr besteht darin, Wortungetüme zu schaffen, indem man viele einzelne Wörter ohne abzusetzen aneinanderreihet. Denn theoretisch ist das unendlich lange möglich. Gibt es die Kommunikation, so gibt es daraufhin die Telekommunikation; sie führt zu Telekommunikationsdaten, die man selbstverständlich speichern kann, das ist dann die Telekommunikationsdatenspeicherung. Ja und wenn ein Gesetz den Anbietern dann auch noch vorschreibt, die Daten sicherheitshalber sechs Monate lang auf Vorrat zu speichern, dann ist das Ergebnis eine Telekommunikationsvorratsdatenspeicherung aufgrund eines Telekommunikationsvorratsdatenspeicherungsgesetzes. Die Juristen sind große Köpfe auf diesem Gebiet des Wörterbaus. Ihre Kunst ist aber ausdrücklich nicht zur Nachahmung zu empfehlen.

¹ Herberg u. a., Neuer Wortschatz. Neologismen der 90er Jahre im Deutschen (2004) S. XII.

Ein zweiter Grund für Neologismen besteht darin, dass ein Sachverhalt zwar nicht vollkommen neu ist, sich aber neuer Aufmerksamkeit erfreut. So hat es schon immer Firmen gegeben, die sich in börsennotierte Aktiengesellschaften umwandeln. Den „Börsengang“ indes hat die deutsche Sprachgemeinschaft erst gebildet, als dies in den 90er Jahren gehäuft geschah und auch Otto Normalverbraucher die Börse entdeckte. (Otto Normalverbraucher war übrigens auch einmal, genau genommen sogar zweimal ein Neologismus: das erste Mal, als im Krieg für die Lebensmittelkarten die Kategorie des „Normalverbrauchers“ ersonnen wurde – in Abgrenzung etwa zum Schwerstarbeiter –, und das zweite Mal, als sich in einem frühen Nachkriegsfilm mit Gerd Fröbe, Titel „Berliner Ballade“, der Vorname Otto zu diesem Begriff hinzugesellte.)

Ein dritter und für mich der schönste Grund dafür, dass Neologismen entstehen, sind das Bedürfnis und das Talent der Menschen, feinste Bedeutungsschattierungen aus der Sprache herauszukitzeln, auch wenn dies auf den ersten Blick oft so aussieht, als würde sozusagen aus sprachlicher Langeweile ein neues Wort erfunden. Der Schöpfer des Neologismus begegnet uns dann als sprachlicher *homo ludens*, und es spricht der Künstler im Menschen. Denken Sie etwa an das Herzschockfinale eines Turniers, an die Klatzsche, die sich der Verlierer womöglich einfängt, an den Turbokapitalismus, den wir vor kurzem erlebt haben und der in die Armutsfalle führen kann; denken Sie ans Aufhübschen, Schwächeln, Schöngucken und vieles mehr. Manchmal werden solche Neuschöpfungen allerdings zu Modewörtern, weil die Sprachgemeinschaft zunächst so begeistert ist, dass sie die Neuheiten inflationär verwendet. Beispiele, die ein sprachbewusster Mensch meidet, sind derzeit das Zeitfenster und natürlich auch das Vernetzen und das „hochjazen“ aus dem Ankündigungstext dieses Vortrages. Aber viele kreative Leistungen finden nach ihrer Modephase dauerhaft Eingang in den Wortschatz und werden dann auch für stilbewusste Sprecher salonfähig.

Ein weiteres Motiv für Neologismen kann darin bestehen, dass sich eine gesellschaftliche Gruppe *abgrenzen* will. Ein allgegenwärtiges Beispiel ist die Jugendsprache. In ihr ist etwas mega-in oder giga-out, geil oder uncool, man kann sich aufbrezeln oder auch nur ausschillen oder abhängen, und wenn es schlecht läuft, hat man eben die Arschkarte gezogen. Dieser Jargon ist nicht so sehr Zeichen einer Subkultur als vielmehr Ausdruck einer Phase im Leben des Menschen, in der er ein besonderes Bedürfnis hat, deutlich zu machen, was er *nicht* ist; nämlich kein Kind mehr, aber auch noch kein Angehöriger der Erwachsenenwelt, die zwar unbewusst das Ziel ist, aber noch außer Reichweite liegt und daher zum Nichtziel erklärt wird; so ähnlich wie die Trauben, die sauer sind, weil sie noch zu hoch hängen. Erfinderisch sind übrigens besonders die Jungs, weil eine ausgefallene Sprache zugleich ein Mittel ist, um Mädchen zu beeindrucken.²

Abgrenzungsbemühungen sind auch von Fachkreisen zu beobachten. Dort sind sie am wenigsten sympathisch und wirken auf Außenstehende nicht selten blöd. Die Rede ist davon, dass jemand Fachbegriffe bildet, für die kein inhaltliches Bedürfnis besteht. Vielmehr besteht nur das Bedürfnis,

² Roland Hinterhölz bei Christian Heinrich in „Fehler machen Worte“, DIE ZEIT vom 30. April 2009, S. 41.

sich gegenseitig des eigenen Fachmannstums zu versichern und anderen zu verdeutlichen, dass sie Laien sind und jetzt mit ganz schlaun Leuten zu tun haben. Das Ergebnis ist ein Kauderwelsch, wie es etwa die Wirtschaftswissenschaftler zelebrieren: Leanproduction, Break-even-Point, Spin-off, Outsourcen. Ich lasse das hier auf sich beruhen, weil wir beim Thema Anglizismen darauf zurückkommen.

Ein letztes Motiv für Neologismen ist die aktive *Sprachpolitik*, das ist der Wunsch, einen Sachverhalt in anderem Licht erscheinen zu lassen. Ein Teil davon ist uns als „politisch korrektes“ Sprechen bekannt (wobei der Begriff des politisch Korrekten natürlich wieder ein Neologismus ist, und zwar eine Übersetzung der political correctness). Ein Beispiel ist der Negerkuss, der heute Schokokuss heißt. In den 70er Jahren war ein Beispiel aus dem Familienrecht der Begriff der elterlichen Gewalt, der durch die elterliche *Sorge* ersetzt worden ist. Das Ganze kommt auch und oft in harmloserer Form vor, etwa wenn die Bahn ihre Schaffner umtauft in „Zugbegleiter“, um ihnen die Aura verstaubter Obrigkeit zu nehmen und das Flair allgegenwärtiger Hilfsbereitschaft zu verleihen.

Auf der anderen Seite kann Sprachpolitik auch politisch maximal inkorrekt sein. So ist es im Falle von „Neusprech“ in Orwells 1984 und, leider nicht mehr fiktiv, in der Sprache der Nazis gewesen, die Viktor Klemperer analysiert hat in seinem Werk „Lingua Tertii Imperii“, abgekürzt LTI und übersetzt „die Sprache des Dritten Reiches“. In ihr erschufen die Nazis beispielsweise das „Finanzjudentum“, das vorgeblich für die Unterdrückung des deutschen Volkes verantwortlich war und alle Menschen jüdischer Herkunft in die Nähe von reichen, skrupellosen und verschworenen Wirtschafts- und Bankmoguln rücken sollte. Andere Kreationen waren der Endsieg und die Wunderwaffen, um ihn zu erringen.

Ein typisches Instrument zweifelhafter Sprachpolitik ist der Euphemismus, zu Deutsch die sprachliche Schönfärberei. Ein Extrembeispiel ist das „Liebesministerium“ aus Orwells 1984, das die Menschen foltert und umbringt. Ein ähnliches, aber aktuelles Beispiel ist der Kollateralschaden, bestehend aus toten Zivilisten als Folge eines Militärschlags (auch der Militärschlag ist übrigens ein Neologismus). Aber es lässt sich nicht über aktiver Sprachpolitik insgesamt der Stab brechen. Es kommt eben – wie bei jeder Politik – darauf an, was sie ihrerseits bezweckt. Wenn es darum geht, diffamierende oder herabsetzende Vokabeln zu ersetzen, die nicht mehr in unser Weltbild passen, dann sind solche Vorstöße selbstverständlich in Ordnung, ja unumgänglich. Denn die Sprache spiegelt immer das Weltbild derer, die sie sprechen. Wenn daher das Wort „Neger“ früher überwiegend herablassend und beleidigend gebraucht worden ist, dann haben wir heute nach einem anderen Wort zu suchen; am besten in Übereinstimmung mit den Betroffenen, die sich meines Wissens überwiegend als „Schwarze“ bezeichnen. Gleiches geschieht, wenn man heute in geistig oder körperlich behinderten Menschen zuallererst Menschen sieht, die grundsätzlich wie alle anderen zu achten und zu behandeln sind, und daher nicht mehr von „Behinderten“ spricht, sondern von „Menschen – mit Behinderungen“.

Jetzt zu den Anglizismen und damit zum letzten Teil meines Vortrags. Von den Neologismen der 90er Jahre stammen 40 Prozent aus dem Anglo-

amerikanischen, und unter den verbleibenden 60 Prozent sind noch sämtliche Hybridbildungen aus deutschen und englischen Wörtern wie die „Outdoor-Jacke“ oder die „Jobmaschine“. Aus anderen Sprachen haben wir in dieser Zeit praktisch nichts importiert, und diese Entwicklung dauert an. Sie hat unleugbar damit zu tun, dass die Vereinigten Staaten von Amerika *die* weltweite Großmacht des 20. und beginnenden 21. Jahrhunderts sind (auch wenn sich die Gewichte ganz allmählich Richtung China verschieben). Genauso hat in der Antike das römische Imperium in seinem Einflussbereich sprachlich den Ton angegeben mit Folgen bis auf den heutigen Tag, auch im Deutschen mit seinen zahllosen Fremdwörtern lateinischer Provenienz (also Herkunft), von denen noch immer in den Fachsprachen neue gebildet und alte geändert werden. Auch das Französische hat im 17. und 18. Jahrhundert Hunderte von Wörtern ins Deutsche gedrückt, weil damals Frankreich auf dem europäischen Festland die wichtigste Großmacht und mit seinem Hof in Versailles für alle Herrscher ein Vorbild war. Bekanntlich sprach selbst Friedrich der Große, der Erzpreuße, besser Französisch als Deutsch, von dem er kaum etwas hielt. („Erzpreuße“ ist übrigens ein typischer Okkasionalismus, also eine verbale Gelegenheitsschöpfung.) Die Frage ist aber, ob eine solche politische und damit automatisch auch kulturelle Vormachtstellung eines Landes ein Grund zu andauernder Beunruhigung ist.

Ein erster Grund zur Entwarnung ist der, dass kaum ein neues englisches Lehnwort ein anderes Wort vollständig verdrängt. Vielmehr erweitern die neuen Lehnwörter unseren Wortschatz, der deshalb stetig wächst, obwohl nicht nur neue Wörter hinzukommen, sondern auch alte durch Nichtgebrauch verschwinden (und zwar sowohl Lehnwörter als auch deutschstämmige Wörter, die alle von der DUDEN-Redaktion in einer Liste vom Aussterben bedrohter Wörter gesammelt werden, etwa die Federbüchse und der Jahrweiser, ein altes Ersatzwort für Kalender). Dass die englischen Wörter nur ergänzend hinzutreten, ist dort klar, wo sie etwas ganz Neues bezeichnen, also dem einsichtigsten Zweck der Neologismen dienen. Beispiele finden sich im Internet-Vokabular (Browser, Button, Homepage, Phishing, Provider) und für neue Sportarten (Nordic walking, Aquajogging, Beachvolleyball). Das soll nicht heißen, dass es in diesen Fällen verfehlt wäre, nach einem deutschen Ersatz zu suchen. Etwa lässt sich statt Button auch „Schaltfläche“ sagen. Aber es ist jedenfalls kein Sprachverlust, wenn die Suche ohne befriedigendes Ergebnis bleibt oder wenn sich ihr Ergebnis nicht durchsetzt.

Und es ist im übrigen keineswegs so, dass unsere Sprachgemeinschaft deutsche Entsprechungen von vornherein außer Betracht ließe. Als Beispiele erfolgreicher Eindeutschungen nenne ich das Hörbuch (für Audiobook), den Hingucker (für Eyecatcher), den Rechner (für Computer), die Suchmaschine (für Search engine), den Mauszeiger (für mouse pointer), Faltblatt, Broschüre oder Prospekt (für Folder); auch die CD-Hülle hat gegen ein CD-Cover gute Chancen. An diesen Beispielen können sie auch ablesen, was deutsche Entsprechungen interessant macht, nämlich die Silbenzahl: Ist sie niedriger als die des englischen Wortes, hat der deutsche Ersatz gute Chancen; ist sie gleich hoch, hat er noch eine Chance; ist sie höher, bleibt er fast chancenlos. Diese Neigung zur geringeren Silbenzahl gilt übrigens auch für die Auswahl

unter deutschen Wörtern. Die Menschen mögen die kürzeren Wörter lieber, sei es aus ästhetischem Empfinden oder aus Faulheit. Daher nimmt die durchschnittliche Silbenzahl der Wörter mit steigender Stilhöhe des Textes ab. Das ist ein sprachliches Naturgesetz. Etwa enthält das Vaterunser, ein Text aus der höchsten Stilschicht, allenfalls dreisilbige Wörter, und auch sie machen gegenüber den Ein- und Zweisilbern nur rund ein Sechstel aus.

Schon aus diesem Grund dürfte es das „Abrufpaket“ schwer haben, das der Anglizismen-Index gegen den Download in Stellung bringt, und gleiches gilt für *Webcam* versus Netzkamera, *Streetworker* versus Sozialarbeiter im Straßeneinsatz, *Notebook* versus Mobilrechner oder Klapprechner (der zudem noch keinen Unterschied zum Laptop verdeutlicht), *Newsgroup* versus Nachrichtenforum (das außerdem keinen Hinweis auf das Internet enthält), *Update* versus Aktualisierung und *Upgrade* versus Hochstufung. Das heißt aber wiederum nicht, dass die Ersatzwörter zu verwerfen wären. Sie dürften nur im täglichen Sprachgebrauch der Bürger schlechte Chancen haben. Für die Wortwahl eines Unternehmens oder einer Behörde muss das aber nicht entscheidend sein.

Keine Gefahr für angestammte deutsche Wörter sind Lehnwörter aus dem Englischen auch dann, wenn sie zwar nichts vollkommen Neues bezeichnen, aber – und das ist die Regel – im Anwendungsbereich seiner deutschen Entsprechung lediglich ein begrenztes Feld besetzen, so dass dieser Anwendungsbereich im übrigen bestehen bleibt. Das Lehnwort macht dann den sprachlichen Ausdruck genauer, und auch das ist zunächst einmal ein Gewinn. Man denke an das *Banking* (das nur auf Bankgeschäfte im Internet passt), ans *Shoppen* (das Spaß machen muss und sich nicht auf profane Gegenstände des täglichen Bedarfs beziehen kann, etwa Brötchen oder eine Zeitung) und an die *Flyer* (die nur für massenhafte Werbung oder Information verwendet werden, nicht aber für politische Flugblätter oder Faltblätter mit Bedienungshinweisen).

Andere Lehnwörter lassen ihre deutsche Entsprechung fortbestehen, weil beide Wörter je eine eigene Assoziationswelt eröffnen oder mindestens eine Assoziationsschattierung ermöglichen. So gibt es für den englischen Catwalk zwar das deutsche Wort Laufsteg; aber diesem Wort fehlt die Anspielung auf das Katzenhafte des Ganges, mit dem sich die Models bewegen. Fußnote: Ich weiß, dass auch das Wort „Model“ auf sprachkritische Bedenken stößt. Allerdings ist sein Vorläufer, das Mannequin, ebenfalls ein Sprachimport. Und die deutschen Wörter „Vorfürhdame“ oder „Modevorführerin“, die als Ersatz angeboten werden, stammen assoziativ aus einer Zeit, die mit der Mode von heute ungefähr so viel zu tun hat wie ein Nierentisch mit einer Organtransplantation (das heißt nichts). Ende der Fußnote.

Ein weiteres Beispiel: Stöckelschuhe und Highheels bezeichnen das gleiche Schuhwerk. In dem einen Fall wird es aber von einem unbedarften Püppchen getragen und in dem anderen von einer selbstbewussten Frau; denn wenn das Wort „Stöckelschuh“ fällt, sieht man förmlich wie eine Dame stöckelt, und das heißt unbeholfen geht, während „Highheels“ assoziativ einen sicheren Stand und Schritt erlauben.

Drittes Beispiel: Statt von Kindern spricht man heute oft von *Kids*. Aber ließe sich so auch das Wort „kindgerecht“ ersetzen? Und wird es jemals

heißen: „Unter den Opfern waren viele Frauen und *Kids*“ oder „alles in die Boote, Frauen und *Kids* zuerst“? Wohl kaum. Denn in dem Wort *Kids* treten uns die Kinder aktiv, unbekümmert und frech gegenüber, während nur das deutsche Wort auch an ihre Hilfs- und Schutzbedürftigkeit denken lässt.

Ein weiterer Grund zur Beruhigung ist angesichts neuer Lehnwörter aus dem Englischen, dass wir solche Lehnwörter normalerweise und nach einiger Zeit ziemlich respektlos verdeutschen, will sagen in ihrer Schreibung und grammatischen Handhabung ganz ins Deutsche holen. Ältere und daher jetzt besonders deutliche Fälle sind das Boot von *Boat*, der Keks von *Cakes* und der Streik von *to strike*. Die ersten Zeichen der Eindeutschung bestehen immer darin, dass die Hauptwörter ein festes grammatisches Geschlecht und damit einen festen deutschen Artikel bekommen (der *Flyer*, die *Webcam*, das *Notebook*), dass man sie groß schreibt und dass Verben deutsch gebeugt werden, auch wenn dafür zunächst einmal unterschiedliche Schreibungen im Angebot sind. Das englische *to pierce* wird so zum *piercen* und zu *gepierct*, wobei die Schreibweise ohne *e* vor dem *t* häufiger ist, die deutsche Beugung hat also sogar schon den englischen Stamm angegriffen.

Allerdings haften englischen Lehnwörtern auch Nachteile an. Ein sehr schlichter besteht darin, dass die englische Aussprache, gerade (aber nicht nur) in Verbindung mit einer deutschen Beugung, die Geschmacksnerven auf eine harte Probe stellt (manchmal auch die Mundmuskulatur; denken Sie etwa an *Touchscreen*). Wohl lässt sich über Geschmack im Grundsatz nicht streiten, aber es ist nun einmal so, dass viele Menschen, mich eingeschlossen, neue englische Wörter oft nicht als besonders stilsicher empfinden, und das gilt um so stärker, je deutlicher sich eine deutsche Entsprechung anbietet.

Noch etwas gewichtiger ist, dass englische Lehnwörter – wie alle Fremdwörter – zum Teil weniger genau sind, als man mit deutschen Wörtern sein könnte. Wenn etwa von *Giveaways* die Rede ist, das sind kleine Werbebeschenke, die vorzugsweise in der Öffentlichkeit verteilt werden, so bleibt unklar, was man im einzelnen verteilt. Wenn bei einem Empfang *Fingerfood* auf der Speisekarte steht, kann das so ziemlich alles sein, was sich mit den Fingern vom Teller in den Mund befördern lässt. Wenn sich ein Unternehmen ein *Leanmanagement* verschreiben will, kann das für die Führungskräfte vieles bedeuten; bis hin zur Kündigung. Und wie man *Gender mainstreaming* präzise definiert, weiß ich noch immer nicht; obwohl ich schon von einigen Maßnahmen gehört habe, die damit begründet wurden.

Das größte Problem englischer Lehnwörter ist aber in vielen Fällen ihre Unverständlichkeit. Ich erinnere an das Kauderwelsch der Wirtschaftswissenschaftler: *Break-even-Point*, *Spin-off*, *Outsourcen*, *Human Resources*, *Financial Services*, *Strategy Consultants*. Auch meine Universität schreibt mir in dieser Art, wenn sie mich über Fördergelder informieren will; von *Overhead* ist dann die Rede, von *Call*, *Grant*, *Benchmark* und *Incentive*. Charakteristisch ist jeweils, dass in einem Maße auf englische Begriffe zurückgegriffen wird, das erstens über den allgemeinen Sprachgebrauch deutlich hinausgeht und zweitens dem Inhalt nach gänzlich überflüssig ist: *Incentive* heißt „Anreiz“, *Benchmark* ist ein Vergleichswert – und so weiter und so fort. Unverständnis ist die Folge, in doppeltem Sinne: Die Adressa-

ten verstehen nichts, und sie sehen eigentlich auch nicht ein, warum man ihnen diesen Mischmasch zumutet. Handelt es sich um die Kunden eines Unternehmens, ist dies auch für das Unternehmen kein erstrebenswerter Zustand. Erinnert sei an die Umfrage zu einigen englischen Werbesprüchen: Aus „Come in and find out“ der Parfümerie Douglas wurde dort „Kommen Sie herein und finden Sie wieder heraus“, und BMWs „driven by emotions“ übersetzten einige mit „Kraft durch Freude“. Und daher ist es vielleicht doch besser, Spielecke zu sagen statt Kid's Corner, Sportjacke statt Zipper, Werbung statt Marketing und Berufsberatung statt Career center. Dieser Appell richtet sich an alle Sprecher mit besonderer sprachlicher Marktmacht: an Unternehmen, Institutionen, Vereine und natürlich an alle staatlichen Stellen.

Ich komme zum Schluss. Wir haben gesehen, dass der Begriff „Neologismus“ nicht nur selbst eine Neuschöpfung ist, sondern auch ziemlich unscharfe Grenzen hat, weil niemand sagen mag, bis wann ein Wort als „neu“ gelten dürfe. Unstreitig muss das Wort jedoch nicht selbst neu sein; es reicht, wenn man es mit einer neuen Bedeutung gebraucht. Und wir haben gesehen, dass für Neologismen eine Reihe guter Gründe sprechen kann. Die drei wichtigsten sind, erstens, dass es tatsächlich neue Sachen gibt und neue Phänomene, die nach einer Bezeichnung verlangen; zweitens, dass sich die Weltsicht der Sprachgemeinschaft ändert und neu zum Ausdruck gebracht werden muss; und drittens die Freude der Menschen daran, immer wieder neue Bedeutungs- und Assoziationsnuancen zu ermöglichen, mit anderen Worten: der sprachliche Spieltrieb der Menschen.

Für die Bewertung von Neologismen ist festzuhalten, dass insbesondere mit Blick auf die Lehnwörter aus dem Englischen nicht alles so einfach ist, wie es sich unser VDS manchmal macht. Die Formel „Englisch rein gleich Deutsch raus“ stimmt jedenfalls nicht, und das gilt dann erst recht für die Formel „Englisch gleich schlecht, Deutsch gleich gut“. Vielmehr ist Sprachkritik hauptsächlich Stilkritik und damit ein Geschmacksurteil. Und wie für die Kleidung gilt für die Sprache: Die Existenz und der Wechsel von Moden gefährdet nicht den eigenen Geschmack und die eigene Stilsfreiheit. Auch dann nicht, wenn die sprachliche Mode in einem englischen Lehnwort besteht.

Außerdem ist Sprache unmittelbare Demokratie in reinsten Form. Jedes Mitglied der Sprachgemeinschaft hat es zu einem Bruchteil selbst in der Hand, die Regeln und den Wortschatz der Gemeinschaft zu ändern, und beide ändern sich auch permanent; langsam, aber unausweichlich. Die damit einhergehende Unsicherheit widerstrebt deutschem Ordnungsdenken; die DUDEN-Sprachberatung erlebt es immer wieder, dass Anrufer enttäuscht sind und ungläubig, wenn sie erfahren, dass ihre Frage bislang im amtlichen Regelwerk entweder nicht behandelt wird oder mehrere zulässige Lösungen kennt. Dieses basisdemokratische Konzept der Sprache hat zur Folge, dass die Aufrufe und Verbote der Sprachwächter meist wirkungslos bleiben, weil nur wenige sie hören. Auf der anderen Seite hat es auch zur Folge, dass tatsächlich jeder die Sprache gestaltet und die Möglichkeit hat, sich einem Neologismus ohne Angabe von Gründen zu verweigern.

Manche Sprecher haben allerdings in der Sprachdemokratie eine besondere Stimme. An erster Stelle ist dies der Staat mit seinen Gesetzen und seiner Verwaltung, daneben können es private Einrichtungen und Unternehmen sein. Sie alle tragen eine besondere Verantwortung; vor allem dafür, dass man sie auch ohne fremdsprachliche Vorkenntnisse versteht. Daher sollten diese Sprecher neue Lehnwörter aus dem Englischen zurückhaltend und nur dann verwenden, wenn sie inhaltlich auf sie angewiesen sind. Und diese Sprecher sind auch eingeladen, sich jeweils einen Ersatz aus dem deutschen Wortschatz zu überlegen – selbst wenn er in einer Neuschöpfung besteht. Denn eines ist sicher verfehlt, und ich komme auf das Zitat zurück, das diesen Vortrag eröffnet hat: Es ist sicher verfehlt, Neues zu bekämpfen, nur weil es nicht das Alte ist.

Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit!